

Raumsituation (↗ Situation) mittels ästhetischer ↗ Illusion. ↗ Bildraum und Betrachtterraum werden über die Geometrisierung (↗ Geometrie) der Zentralperspektive (↗ Perspektive) zu ein und derselben operativen ↗ Dimension erklärt, womit nicht nur die Voraussetzungen für die illusionistische Architekturdarstellung der Renaissance, sondern für jegliche Konstruktion eines ↗ Bildraums gelegt werden. Das ↗ Bild wird buchstäblich, wie Leon Battista Alberti (1404–1472) es ausdrückt, in ein in den ↗ Raum ‚geöffnetes Fenster (ital. *finistra aperta*)‘ verwandelt. Am Beispiel medienexperimenteller (↗ Medium) Raumkonzeptionen des 20. Jh.s wird deutlich, mit welcher Radikalität sich der Begriff der S. innerhalb der Architektur transformiert: Die digitale S. unterscheidet sich ontologisch vom traditionellen Begriff der S. Besonders die informationstechnologischen Entwicklungen seit den frühen 1950er Jahren lösen einen Paradigmenwechsel (↗ Paradigma) aus. Zunächst noch der Bildtradition der Mimesis verhaftet, eröffnete der Begriff der S. eine zunehmende Verzeitlichung (↗ Dauer) – von der noch statisch gedachten Visualisierungstechnik der Fotomontage (↗ Montage) des späten 19. Jh.s über das beschleunigte (↗ Beschleunigung) Raumverständnis des Filmes in den 1920er Jahren bis hin zur dynamischen Modellierung evolutionärer (↗ Auswicklung) Prozesse. S. wird zu einem epistemischen (↗ Wissen) Instrument wissenschaftlicher Prognostik. In diesem Sinne dient S. als Methode zur dreidimensionalen Darstellung sowie zur Vorhersage von räumlichem Systemverhalten, bspw. von Klimaszenarien (↗ Klima) in der Meteorologie, neuen Molekülstrukturen oder Wachstumsprozessen in der Biologie, aber auch neuer ↗ Räume des ↗ Innen und komplexer ↗ Geometrien in der Architektur. Damit unterscheidet sich die digitale S. ontologisch vom traditionellen Begriff der S. Raum im Computer (↗ rechnender Raum) zu simulieren bedeutet, den ↗ Sprung von einer zeitlosen zu einer zeitabhängigen (↗ Zeit) und schließlich zu einer prognostischen Technik der Verräumlichung zu vollziehen. Es ist dieses temporale und prognostische Moment, das die digitale S. von überlieferten S.s Begriffen unterscheidet und im Lichte technowissenschaftlicher Dominanz den Status einer Kulturtechnik (↗ Kultur) erlangt.

Literatur: Baudrillard 1978; Bolz 1992; Braitenberg/Hosp 1995; Gleiniger/Vrachliotis 2008; Gramelsberger 2010; Jung 2000; Keller 2003; Rötzer 1991; Wertheim 2000.

Baudrillard, Jean (1978): Die Präzession der Simulakra, in: ders.: *Agonie des Realen*, Berlin, 7–69 [frz. 1978].

Bolz, Norbert (1992): *Die Welt als Chaos und Simulation*, München.

Braitenberg, Valentin/Hosp, Inga (1995): *Simulation*, Reinbek b. Hamburg.

Gleiniger, Andrea/Vrachliotis, Georg [Hg.] (2008): *Simulation*, Basel/Boston/Berlin.

Gramelsberger, Gabriele (2010): *Computerexperimente*, Bielefeld.

Jung, Werner (2000): *Von der Mimesis zur Simulation*, Berlin.

Keller, Evelyn F. (2003): Models, Simulation, and Computer Experiments, in: *The Philosophy of Scientific Experimentation*, hg. v. H. Radder, Pittsburgh, 198–215.

Rötzer, Florian [Hg.] (1991): *Digitaler Schein*, Frankfurt a. M.

Wertheim, Margeret (2000): *Die Himmelstür zum Cyberspace*, Zürich [amerik. 1999].

Georg Vrachliotis

Singularität

S. (von lat. *singularis*, für ‚einzeln‘ oder ‚außerordentlich‘) wird als Gegensatz zum ‚Universellen‘ (↗ Aleph) gebraucht, im Unterschied zum ‚Besonderen‘ als Gegensatz des ‚Allgemeinen‘. Während sich das Besondere aus dem Allgemeinen deduzieren (↗ Deduktion) lässt, ist das S. nicht ableitbar. In Abgrenzung zu den überlieferten Begriffen der Subjekt- bzw. zur existenzialistischen Philosophie bedienen sich nach 1968 v. a. französische Denker des S.sbegriffes als einer dezidiert nichtmetaphysischen Konzeption des Individuellen. Ein Vorteil dieses Ansatzes besteht darin, dass sie nicht mehr als Tiefenstruktur (↗ Tiefe) gedacht ist – also nicht mehr als das ‚Darunterliegende (gr. *hypokeimenon*)‘ –, sondern dass S. als nicht abbrechende ↗ Spur eines Ichs in der ↗ Fläche gelesen wird. Zunächst wird der Begriff der S. von Gottfried W. Leibniz (1646–1716) im Rahmen seiner Schrift zur Infinitesimalrechnung von 1684, *Nova methodus pro maximis et minimis*, geprägt: S. bezeichnet hier irreguläre Punkte in einer geometrischen (↗ Geometrie) Figur, an denen keine Tangentenbildung möglich ist. Doch hat Leibniz den geometrischen Term schon in seiner als ‚Leib-Seele-Pentagon‘ bekannten Frühschrift von 1671 als ↗ Metapher für psychologische Entitäten genutzt. Gilles Deleuze (1925–1995) dient die S. schließlich explizit als Ausgangsmodell für die Genese von Individualität aus einem transzendentalen ↗ Feld heraus. Leben als ↗ Sinn ist nach Deleuze (1993, 143) damit ein Phänomen der ↗ Oberfläche: „Ein singulärer Punkt verlängert sich analytisch auf einer Serie gewöhnlicher Punkte bis in die Nachbarschaft (↗ Topologie) einer weiteren S. [...] So wird unter der Bedingung, dass die Serien konvergent sind, eine ↗ Welt gebildet“. Die Fläche, welche ein Leben durch seine ↗ Fluchtlinie aufspannt, nennt Deleuze (1996) Immanenzebene (↗ Plateau). Alain Badiou (2005) definiert in seiner gesellschaftstheore-

tischen Mengenlehre die S. als Glied einer Menge, das dieser zugehört, ohne in sie eingeschlossen (\nearrow Ausschluss) zu sein, d. h., die S. wird präsentiert (\nearrow Anwesenheit), ohne repräsentiert (\nearrow Repräsentation) zu werden und entzieht sich damit dem Zugriff der Staatsmacht (\nearrow Macht). Giorgio Agamben (2002, 34 f.) kritisiert daran, dass auch die Nichteinschließung bzw. der Ausschluss letztlich den Bereich des Rechtes affirmiert, und schlägt als Modell vielmehr ein paradoxales Sein (\nearrow Seinstopologie) an der \nearrow Schwelle zwischen Repräsentation und Präsentation vor, das beide Begriffe ununterscheidbar macht: den Homo sacer (\nearrow Lager). Jean-Luc Nancy (1988) wiederum sieht die S. als Konstituens von \nearrow Gemeinschaft im Unterschied zum totalitären (\nearrow totaler Raum) Kommunismus und zum Individualismus; beide beschreiben eine Abschließung (frz. *clôture*) des Einzelnen nach \nearrow außen, eine negative Immanenz, die keine \nearrow Abweichung dulde. Die S. entsteht und existiert nach Nancy vielmehr nur durch ihre Räumlichkeit (frz. *aréalité*), indem sie sich jenem Außen mitteilt. In jüngster Zeit bringt Marcus Steinweg (2004, 93) die S. mit dem Konzept des Subjektes wieder dergestalt zusammen, dass Subjektivität nur als Öffnung, nicht mehr als Abschließung denkbar ist. Für Steinweg steht die Figur des Pendlers (\nearrow Nomadismus) paradigmatisch (\nearrow Paradigma) für diese Interferenz zwischen Subjektivität und der S., die er im neuen Begriff der ‚Subjekts.‘ fasst.

Literatur: Agamben 2003; Dobrovolsky 1972; Frémont 2003.

Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer*, Frankfurt a. M. [ital. 1995].

Ders. (2003): *Principium individuationis*, in: ders.: *Die kommende Gemeinschaft*, Berlin, 21–25 [ital. 2001].

Badiou, Alain (2005): *Das Sein und das Ereignis*, Zürich [frz. 1988].

Deleuze, Gilles (1993): *Logik des Sinns*, Frankfurt a. M. [frz. 1969].

Ders. (1996): Die Immanenz, in: *Fluchtlinien der Philosophie*, hg. v. F. Balke u. J. Vogl, München, 29–33 [frz. 1995].

Dobrovolsky, Vladimir A. (1972): Sur l'histoire de la classification des points singuliers des équations différentielles, in: *Revue d'histoire des sciences* 25, 3–11.

Frémont, Christiane (2003): *Singularités*, Paris.

Nancy, Jean-Luc (1988): *Die undarstellbare Gemeinschaft*, Stuttgart [frz. 1983].

Steinweg, Marcus (2004): *Subjektsingularitäten*, Berlin.

Christian Reidenbach

Sinn

Der physiologische Begriff S. bezieht sich auf die S.e und ihre Organe, die von Aristoteles (384–322 v. Chr.) auf das kanonische Fünferschema (\nearrow Synästhesie) von Gesicht (\nearrow Blick), Gehör (\nearrow Hörraum), \nearrow Geruch, Geschmack und Getast (\nearrow Haptik) festgelegt werden. Mit dieser Einteilung verbindet sich eine kulturgeschichtlich äußerst wirksame, wenn auch immer wieder kritisierte Hierarchie der S.e, die den Gesichtss. als höchsten, den Tasts. als niedrigsten S. ausweist. Daneben benennt Aristoteles im zweiten und dritten Buch von *Peri psychés* eine Art inneren S. (gr. *aisthesis koine*) für die allen äußeren S.en gemeinsamen Objekte der \nearrow Wahrnehmung, wie \nearrow Bewegung, \nearrow Ruhe, \nearrow Gestalt, Größe, Zahl und \nearrow Einheit, die später zum Teil als nähere Bestimmungen des \nearrow Raums gelten. Die Idee eines solchen – die einzelnen Wahrnehmungen zugleich synthetisierenden und den kognitiven Vermögen zuführenden – Gemeins. bleibt in der Ventriclelehre des Mittelalters und der Frühen Neuzeit aktuell: Nach dieser Lehre setzt sich das Gehirn aus einem System miteinander verbundener ‚Kammern‘ zusammen: zunächst eine für den Gemeins., ihr folgen weitere für die Einbildungskraft, die Verstandesleistungen und das \nearrow Gedächtnis. Als ‚gemeiner‘ bzw. ‚gesunder Menschenverstand‘ (engl. *common sense*) wird der Gemeins. im 18. Jh. zum Gegenstand der praktischen Philosophie, Ethik und Erkenntnistheorie und die nur noch metaphorisch (\nearrow Metapher) präsente Herkunft tritt in den Hintergrund. Im Rahmen der Experimentalisierung der S.e erfährt der Gemeins. dann eine Wiederbelebung und weitere Neuausrichtung: So wird er teils mit dem von Johann Ch. Reil (1759–1813) diskutierten Gemeingefühl (lat. *sensus communis*) gleichgesetzt (Reil 1817), teils von diesem unterschieden. Wie schon der Gemeins. fällt das Gemeingefühl nicht mit den fünf S.en zusammen. Vielmehr bildet das Gemeingefühl, das sich auf die somatisch-viszerale Empfindungen des eigenen Körpers (\nearrow Leib) erstreckt, die Grundlage, auf der sich die äußeren S.e erst ausdifferenzieren. In dieser Hinsicht nähert es sich dem ‚Grundgefühl (frz. *sentiment ondamental*)‘ nach Étienne Bonnot de Condillac (1714–1780) an (\nearrow Grund). Überhaupt versammelt das Gemeingefühl all jene Empfindungen auf sich, die die S.esmodalitäten von Sehen, Hören, Tasten, Riechen und Schmecken übersteigen. Ferner wird es auf ein magnetisches oder elektrisches Agens bezogen und hat darüber an einer den höheren und inneren S.en zugeschriebenen Erkenntnisfunktion teil. In der S.esphysiologie des 19. Jh.s wird das Gemeingefühl – entgegen seiner vergleichsweisen Autonomie bei Reil – mit dem Tasts. und seinen verschiedenen Empfindungen (Weber 1846) sowie dem Muskels. (\nearrow Kinästhesie)